

Minu D. Tizabi
Revolution morgen 12 Uhr

Blumenbar

MINU D. TIZABI

REVOLUTION
MORGEN
12 UHR

ROMAN

Blumenbar



ISBN 978-3-351-05080-1

Blumenbar ist eine Marke der
Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2021

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2021

© Minu Dietlinde Tizabi 2021

Einbandgestaltung und Gestaltung Vor- und

Nachsatz zero-media.net, München

Satz Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

www.blumenbar.de

Für meine Oma

&

Für Nickel und Öhrchen

&

*Für alle, die mit psychischen
Erkrankungen zu kämpfen haben*

INHALT

Reprise	9
Prolog	11
1. Tropfendes Gold	12
2. Infinitesimalproblem	25
3. Die Klinik auf dem Berg	35
4. Schiefe Ebenen	46
5. Punkt Punkt Komma Strich	57
6. Monotonieverhalten	65
7. In alle Richtungen fliegen	75
8. Verdichtung	84
9. Versuchung	89
10. Veränderung	95
11. Eine Erscheinung	110
12. Was sich in den Straßen verbirgt	117
13. Die Verknüpfung zweier Fäden	129
14. Impulserhalt	140
15. Singularitas	155
16. Flüchtige Verbindungen	163
17. Querschläger	177
18. Traum aus Staub, Meer aus Flammen	187
19. Die sechste Republik	197
20. Scherbenlese	202
21. Der letzte Beweis	213
Epilog	221

REPRISE

Erstens: durch jede zwei beliebigen Punkte im Raum kann man eine Gerade legen.

Zweitens: durch jeden beliebigen Punkt im Raum laufen unendlich viele Geraden.

Und immer, wenn man lang genug über diese beiden Tatsachen nachdenkt, kommt man unvermeidlich zu ein und derselben Schlussfolgerung:

Alles hängt mit allem zusammen.

Wir schreiben den 14. Juni. In genau einem Monat werden meine französischen Brüder bei der Begehung ihres Nationalfeiertages ihre Flagge falsch in den Himmel malen. Einen Tag später werden sie die Fußballweltmeisterschaft gewinnen, und noch einen Tag später erneut die Tricolore fliegen, dabei werden sie dann keinen Fehler mehr machen. Am Abend des Sieges werden wir auf den Champs-Élysées feiern, und dann wird es nicht einmal Minuten dauern, bis alles umschlägt in einen Sommerregen von Tränengas auf heißes Pflaster.

Aber das alles weiß ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Ebenso wenig, dass ich in einigen Minuten eine heftige Panikattacke bekommen werde.

Im Nachhinein sieht man die Dinge natürlich viel klarer, als sie gegenwärtig jemals hätten sein können. Im Nachhinein sehe ich, dass die ersten Risse schon deutlich früher aufgetreten sind. Die Flugangst im Februar. Die schier unendliche Geiztheit, die mein Leben in den letzten Monaten geprägt hat. Die Schwindelanfälle und vor allem dieser Druck, dieser Druck im Kopf. Das Leben hing damals schon längst schief in seinem

Rahmen, aber es hing noch, und die Leute bestaunten es und sagten, also Herr Christophe, was für ein tadelloses Bild.

In der Nacht liege ich in meinem Zimmer und stelle mir die Mona Lisa vor. Wie sie tagein, tagaus von unbarmherzigen Touristenhorden fotografiert wird, immerzu vor sich hin lächelnd, als ob nichts sei. Und beim einhundertmilliardsten Schuss, denke ich, würde sie plötzlich aufhören zu lächeln. Einfach so. Und dann würden sich Wissenschaftler und Kunstexperten aus aller Welt auf sie stürzen und nach dreimonatigen Untersuchungen erklären, dass die Mona Lisa in Wirklichkeit nie gelächelt hat. Dass alles ein Trugbild war, unser kollektives Lächeln tausend- und abertausendfach gespiegelt und gebrochen in den Lichtstrahlen, die den unüberwindbaren Raum ausfüllen zwischen uns und ihr.

Mit diesem beruhigenden Gedanken schlafe ich schließlich ein.

PROLOG

Es ist Anfang Mai, und nichts geht mehr. Das weiß ich.

Und ich weiß nicht besonders viel, außer, dass ich in irgendeinem Paralleluniversum gerade in einem bis an den Rand gefüllten Kinosaal sitze und mir die Premiere der Fußballdoku ansehe, auf die ich mich seit Monaten gefreut habe. Und dass dieses Paralleluniversum ungleich dem Universum ist, in dem ich mich aktuell aufhalte. Das kann ich mit Sicherheit sagen. Denn in diesem bin ich just an einem Ort angekommen, der eigentlich gar keiner ist, vielmehr ein Geisteszustand. Und, Hand aufs Herz, den werde ich so schnell nicht wieder verlassen.

Trotz allem google ich als Erstes, wo das nächste Kino ist. Aber natürlich ist es am Arsch der Welt oder, besser gesagt, am Kopfbende der Welt, denn ein Blick aus dem Fenster hat mir bereits verraten, dass hier der Arsch sein muss.

RAUM, DER. SUBSTANTIV. *Du stehst in einem Raum und hast die Augen geschlossen. Du bist vollkommen frei. Solange du sie nicht öffnest, kann das jeder Raum sein. Das Leben oder sogar der Tod. Solange du die Augen nicht öffnest, ist alles möglich.*

1. Kapitel

TROPFENDES GOLD

Ich öffne die Augen.

Glücklicherweise passt er gerade noch so durch den Türrahmen. Keuchend bewegt er sich auf den Heißwasserautomaten zu und pult mit den wurstigsten Fingern, die ich je gesehen habe, einen orangefarbenen Teebeutel aus der Packung. Das will was heißen, bin schließlich selbst übergewichtig.

»He, macht dieser Tee glücklich?«

Da haben wir's, denke ich. Mein erster Verrückter.

Ich bediene mich einer aufgesetzten Umgänglichkeit, die ich mir extra für Situationen wie diese zurechtgelegt habe.

»Ich weiß nicht, hab ihn noch nicht probiert. Vielleicht.«

»Aber gell, der macht glücklich?«

»Wie gesagt, ich kenn den nicht.«

»Wie heißt du? Erwin heiße ich. Weißt du, mein Bruder, der fehlt mir halt.«

Ich habe es auf den Platz am Fenster abgesehen und versuche, mich an Erwin vorbeizuquetschen, doch es ist unmöglich. Etwas unbeholfen weicht Erwin zurück und lässt mich passieren. Gleich darauf setzt er sich auf den Stuhl zwischen Spüle und Esstisch und versperrt mir damit den Rückweg.

»Weißt du, der fehlt mir halt, mein Bruder.«

»Das – das tut mir leid. Meiner auch.« Wieder so 'ne Halbwahrheit.

»Wie heißt du?«

Noch ehe ich antworten kann, schwingt die Tür auf, und ein Mädchen mit zusammengebundenen dunkelbraunen Haaren kommt rein, um sich am Wasserspender eine der mit Namen beschrifteten Klinikflaschen abzufüllen.

»Semra! Semra! Weißt du, mein Bruder, der fehlt mir halt.«

»Hm, ja, ich weiß«, sagt sie, ohne aufzusehen.

Ich räuspere mich. »Äh, hallo. Ich bin Sean.«

Sie schaut kurz zu mir rüber. Ausdrucksloses Gesicht, dicke Brille. »Hallo Sean«, sagt sie in einer Stimme, die so ebenmäßig ist, dass sie computergeneriert sein könnte.

»Das ist die Semra«, sagt Erwin und glotzt abwechselnd sie und mich an. »Semra ist 'ne Frau. Ich bin ein Mann. Und du bist auch ein Mann.«

»Ich weiß«, sage ich etwas unkomfortabel.

Semra dreht ihre Flasche zu und verlässt den Raum. Wieder Stille. »Ja, weißt du, mein Bruder ...«

»Ja, geht mir auch so.«

Erwin starrt noch eine Weile rüber, dann steht er umständlich auf. Sein olivgrünes T-Shirt reicht nicht ganz über seinen Bauch, ich kann seinen Nabel sehen. Er dreht sich um, greift sich einen Teller von der Spüle und dann, oh mein Gott, beugt er sich runter zum Kühlschrank.

Was jetzt kommt, würde man im Land meines Vaters Morning nennen (die deutsche Sprache hat dafür leider keine so prägnante Bezeichnung). Wie sich herausstellt, hängt Erwin nämlich die Hose halb herunter. Das Bücken tut dazu das Übrige.

Dass er mich gerade mit seinem Vollmond anstrahlt, scheint er nicht zu bemerken. Obwohl er mir leidtut, kann ich nicht verhindern, dass sich ob der Absurdität der Situation ein dämliches Grinsen auf meinem Gesicht festsetzt. Ich beiße mir auf die Lippen und versuche, es in den Griff zu kriegen, bevor mich

hier noch jemand sieht. Hier, in der Teeküche einer Psychiatrie sitzend, wie ich die mir entgegengestreckten Arschbacken eines 180-kg-Mannes anlache.

Gott sei Dank hat Erwin das Objekt seiner Begierde inzwischen gefunden. Er packt eine Tiefkühlpizza aus, eine mit viel Salami, und legt sie auf den Teller.

»So kannst du die aber nicht essen«, werfe ich ein. »Die musst du erst mal aufbacken.«

»Ja, backen muss ich die.« Erwin nimmt die Pizza in die Hand, macht allerdings keinerlei Anstalten, sich zu bewegen. Vermutlich weiß er nicht, wie das geht. Ich stehe auf, zwänge mich mühsam an ihm vorbei und schalte den Backofen ein.

Und er bewegt sich doch. Unangenehm dicht auf mich zu.

»Tust du mir die backen?«

Überrascht schaue ich Erwin an. Der kratzt sich derweil ausgiebig an den Pobacken. Widerwillig nehme ich die Pizza entgegen, schmeiße sie in den Ofen und begeben mich erst mal Richtung Toiletten, um mir die Hände zu waschen.

Vor dem Waschbecken bricht es dann aus mir heraus, das Lachen. Ich kann nicht anders, ich lache und lache, dabei wäre mir eher zum Heulen zumute, denn seit heute bin ich einer von ihnen. Die Spülung geht, und ein hagerer Mann mittleren Alters kommt aus der Kabine nebenan. Er sieht mich entgeistert an, nickt dann stumm und verschwindet, ohne darauf zu warten, dass ich das Waschbecken freigebe.

Der muss wohl gedacht haben, ich sei verrückt.

An dieser Stelle wäre es vielleicht angemessen, ein bisschen was zu mir zu sagen. Ich heiße Sean Christophe, bin 24 Jahre alt, Student der Mathematik und der klassischen Philologie, und mache mir nicht viel aus Nationalitäten. Dafür umso mehr aus meinem Namen. Ich heiße Sean, nicht Shaun und auch nicht Shawn. Mein Vater ist Brite, meine Mutter Französin, ich

bin in Paris geboren und in Deutschland aufgewachsen. Ich bin sozusagen das Vorzeigekind der Europäischen Union, oder zumindest war ich das bis zu einem gewissen 23. Juni (ein Datum, das übrigens auch in die Geschichte des Frauenfußballs eingehen wird, und zwar ebenso unrühmlich). Ist uns ja schließlich egal, wenn nachher ewige Dunkelheit herrscht; Hauptsache, es gab kurz vorm Schluss noch mal das große, dumme Leuchten. Aber seit jenem 23. Juni 2016 bin ich in den Augen besonders spaßiger Zeitgenossen so etwas wie ein wandelnder Brexit-Witz.

Zwischen 2016 und heute liegt bereits ein ganzes, ›2017‹ betitelt Kalenderjahr, auch wenn ich das kaum glauben kann. Ebenso wenig, wie ich mich an eine Zeit erinnern kann, in der Smartphones noch nicht existierten und das Internet unendlich langsam und nur am anderen Ende einer traumatisierenden Folge von Modem-Tönen zu finden war. Schon seltsam, wie die Zeit vergeht.

Aber wenigstens kann man den Fußball inzwischen streamen. Die entsprechenden Abos gönne ich mir. Ansonsten bin ich eher bodenständig. Zu meinem Leidwesen bin ich ein reasonably vernünftiger Mensch und komme nicht viel herum. Zumindest tagsüber.

Nachts ist das anders. Nachts bereise ich ferne Länder. Lebe eine Vielzahl von Leben, die mir sonst verwehrt geblieben wären. Besuche Rockfestivals in Japan, lungere in den weniger gut beleuchteten Straßen New Yorks herum oder tauche ab in die unendlichen Tiefen des Pazifischen Ozeans. So weit, bis die ganze Welt mir ein Dach ist und mich für alle Ewigkeiten auf den Meeresboden hinabdrückt. Nachts bin ich viele.

Duftendes Gold tropft ins makellose Weiß, und wieder tropft es nicht für mich.

Ich scheue den Kaffee wie eine Primzahl den dritten Teiler.

Es ist verrückt, ich sehne mich so sehr nach ihm, und es gibt ihn hier sogar gratis. Aber zurzeit wage ich nicht einmal einen einzigen Tropfen davon in meine geschmacklose Tasse Milch zu kippen, wegen des verdammten Pulses.

So bleibt mir nichts, als in der Teeküche zu sitzen und sehn-süchtig den Kaffeeduft fremder Tassen zu inhalieren. Wenigstens den kann ich mir gönnen, ohne meinen Puls zu gefährden.

Oder?

Quatsch. Ich versuche den Gedanken abzuschütteln. Das ist schließlich genau das, was mir das Ganze hier überhaupt erst eingebrockt hat.

Aber ...

Aber sicher ist sicher. Ich verlasse den Raum erst mal. Hier herrscht ohnehin gerade das große Schweigen.

Später bin ich dann doch etwas zerknirscht, dass ich wieder vor so 'ner blöden und vor allem komplett irrationalen Angst eingeknickt bin, und beschließe, der Teeküche noch eine Chance zu geben. Erwin und die anderen less-than-redseligen Leute haben sich inzwischen verzogen; dafür sitzen jetzt zwei Frauen am Tisch und spielen irgendwas mit Zahlen. Ich zögere zunächst, denn nach meiner Art von Runde sieht das nicht gerade aus. Aber was soll's; Gelegenheiten muss man nehmen, wie sie kommen. Die ältere von beiden, Typus Hausfrau mit rundlichem Gesicht und Pagenschnitt, macht einen netten Eindruck. Sie erinnert mich ein bisschen an meine Mutter, wie sie war, als ich mich noch gerne an sie erinnert hab. Zaghafst trete ich ein und frage, ob ich mich dazusetzen kann.

Eine knappe Stunde später habe ich das Gefühl, Ute und Fine schon mein halbes Leben zu kennen. Fine redet nicht viel, doch wenn sie es tut, ist es immer eine scharfsinnige Beobachtung, die aus ihr herauskommt – wie zum Beispiel, dass mein Tee schon viel zu lange zieht oder dass ich mal wieder eine

Zahl übersehen habe, die ich hätte kombinieren können. Anfangs fällt es mir noch schwer, die Spielregeln im Blick zu behalten, und dass ich Mathe studiere, nehmen mir die beiden nicht ab. Ute erzählt mir, dass sie das Spiel von ihrer Schwester geschenkt bekommen hat. Sie fragt, ob ich auch Geschwister habe. Dass ich darauf kurz überlegen muss, bringt die beiden erneut zum Lachen. Ich schlürfe meinen Tee und lache mit ihnen, und diesmal ist es keine aufgesetzte Umgänglichkeit wie vorhin. Diesmal ist die Stimmung gelöst, das Eis gebrochen, und nach einer Weile beherrsche ich auch das Zahlenspiel bestens – als es wieder einmal passiert.

Wie immer geht alles ganz schnell. Mein Puls ist plötzlich da, war vielleicht nie weg, pocht im Handgelenk. Schmerzen in der Herzregion. Ignorieren – geht nicht. Mein Herz tut weh, schlägt immer schneller. Atmung. Womöglich Herzinfarkt. Mir geht's auf einmal schlecht, sehr schlecht sogar. Nicht direkt Schwindel, aber so was Ähnliches. Ich will mich ablenken, schaue die Zahlen an, schaue Ute an, dann Fine. Die Zahlen. Sie sind jetzt ungreifbar, rutschen immer wieder aus meinen kaltschweißigen Fingern. Kalte Finger, der Kreislauf zentralisiert, das hab ich gelesen. Ich bin an der Reihe, mache meinen Zug. Jeden Moment kollabieren. Vielleicht ein Blutdruckabfall. Wenn der Puls höher ist als der Blutdruck, dann bedeutet das Schock. Kreislaufkollaps. Das weiß ich. Ohnmacht, verdammt nah dran, und Unruhe, sitze wie auf Nadeln, halte es hier nicht mehr aus. Schaue mich um, gehetztes Tier in der Falle. Raus aus dieser Situation. *Raus.*

Dann bin ich auch schon auf halbem Weg zum Stationszimmer. Die Pflege nimmt mich ernst oder tut zumindest so. Sie wollen mir den Blutdruck messen. Ich setze mich hin, aber es passiert alles nicht schnell genug. Ich kann mich nicht beherrschen und fange an zu weinen. Man sagt, dass mit mir alles in Ordnung sei. Freilich sei der Puls ein bisschen zu schnell, aber

der Blutdruck okay. Kein Kreislaufversagen oder Herzinfarkt und schon gar keine Lungenembolie.

Oder vielleicht doch? Was, wenn sie es nicht erkennen? Im Krankenhaus wird doch eh vieles zu spät erkannt. Wie bei meiner Oma. Verdammt. Ich stehe auf und mir ist schwindlig, irgendwas muss doch mit mir sein. Verlange einen Arzt, jetzt sofort, schnell. Eine der Schwestern legt ihre Hand auf meine Schulter, schaut den Kollegen an, sagt dann, Herr Christophe, kommen Sie bitte, und ich sage Ja und hoffe inständig, dass da ein Arzt ist, dass mir irgendjemand hilft.

Die Schwester führt mich vorsichtig in einen abgetrennten Raum, einen mit vielen Schränken und noch mehr Medikamentenschachteln, schließt die Tür und setzt mich an einen runden, weißen Tisch. Dann wühlt sie in einem der Schränke, dreht sich zu mir um und

– hält mir einen Lolli vor die Nase.

Ich halte inne in meinem Weinen. Das darf doch nicht ihr Ernst sein. Ich werfe ihr einen entrüsteten Blick zu.

»Mein Puls – ich – bitte, ich brauch jetzt einen Arzt ...«

»Nehmen Sie den. Jetzt.« Der Ton ist streng, der Gesichtsausdruck freundlich.

Zögerlich greife ich nach dem Lolli und schiebe ihn mir in den Mund. Eigenartiger Geschmack, Kirsche vielleicht. Was soll das Ganze, denk ich noch – dann überfällt es mich. Eine unbeschreibliche Schärfe explodiert in meinem Mund, heiß, verdammt heiß. Es brennt, meine Zunge, meine Wangen, einfach alles, Tränen in den Augen, mein Atem ein einziger Feuerball, als hätten sich die Küchen Mexikos, Indiens und Spaniens gleichzeitig in mir breitgemacht. Ich schaue hoch zur Schwester, die mich inzwischen mit einem Glas Wasser in der Hand beobachtet. Gestikuliere wild und bekomme schließlich das Glas Wasser gereicht, das ich in einem Zug austrinke. Löschen! Löschen, um jeden Preis. Ich trinke noch ein zweites Glas.

»Verdammt«, hechele ich, als ich meine brennende Zunge endlich wieder bewegen kann. »Was war das denn?«

»Ist es jetzt weg?« fragt die Schwester.

»Was denn?«

Wissendes Lächeln. »Eben.«

Ich sinke wieder auf den Stuhl. Mein Mund wird noch eine Weile brennen, aber es ist tatsächlich weg, und es war wieder mal eine Panikattacke.

Leider gelingt mir das immer erst im Nachhinein, eine Panikattacke als solche zu erkennen. Jede Situation ist anders, erkläre ich der Schwester, jedes Mal fühlt es sich so verdammt echt an, und das ist es ja auch, echt! Sie setzt sich mit mir hin und bespricht die Sache noch mal in Ruhe. Alles Dinge, die ich schon weiß, und dennoch kann ich mich partout nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass *alles* – der Puls, die Schmerzen, der Schwindel – rein psychisch bedingt sein soll.

Aber genau das ist ja das Tückische an meiner Erkrankung. Zu diesem Zeitpunkt liegen bereits mehrere Monate hinter mir, die ich in schrecklicher Angst verbracht habe.

Monate, in denen meine kleine Wohnung mir zur Todeszelle wurde, mein eigener Körper perfide Mauern um mich baute, die ich nicht mehr einzureißen vermochte. Der Tod und die Angst davor steckten einfach überall – im unerklärlichen Kribbeln in meinen Armen, in meiner alle Normalität erstickenden Atemnot, in der Taubheit meiner Zehen. Angst vor dem Ersticken, Angst vor einer unerkannten neurologischen Erkrankung, die meinen Körper von innen aufzehrt. Angst davor, so zu werden wie Stephen Hawking! Unfähigkeit, gerade zu gehen. Ständiges Nachprüfen, ob ich meine Gliedmaßen noch bewegen kann. Heftigste Schwindelattacken, die mich zu Boden reißen, zu Hause, selbst im Bett liegend, einmal auch in der Bibliothek, einmal in der Post, danach bin ich nur noch rausgegangen, um nicht zu verhungern. Die Menschen um mich herum müssen

mich für verrückt gehalten haben. Die wenigen Kommilitonen, die es mitbekommen haben, taten es jedenfalls. Ab und zu erreichten mich gut gemeinte Worte, Beschwichtigungen, ist bestimmt nichts, ja, wird schon wieder werden. Hohle Phrasen von sogenannten Freunden, die mir damals schon fremd waren und mir immer fremder wurden, während ich in meiner Wohnung hockte und befürchtete, dass man meine Leiche erst nach Wochen finden würde, wie bei diesen alten Leuten, die niemanden mehr haben und deren einziges Vermächtnis dann ein trauriger Nebensatz in den Lokalnachrichten ist.

Dass ich in der Klinik bin, weiß außer meinen Eltern niemand. Als mir die Besuchszeiten erklärt wurden, habe ich so mit gleich gesagt: bitte weiter, betrifft mich nicht.

Das Studium musste ich damals unterbrechen. Mit der Zeit wurden die Abstände zwischen den Attacken immer kürzer, bis es irgendwann eine einzige hochfrequente Wellenfunktion war.

Als ich eines Tages dann die Wohnung gar nicht mehr verlassen konnte, nicht mal, um das Nötigste einkaufen zu gehen, hat meine Mutter mich zu sich geholt, in die alte Wohnung, in der wir früher gelebt haben. Im Kleiderschrank hingen noch die Hemden meines Vaters fein säuberlich nebeneinander, gebügelt und nach Farben sortiert, als könnte er jeden Moment nach Hause kommen, und alles wäre wieder so wie früher: bescheuert. Ein paar Stunden konnte ich mich tatsächlich damit beschäftigen, den ganzen Müll in die Tonne zu befördern. Abends war meine Mutter dann damit beschäftigt, das ganze Zeug wieder rauszuholen und in die Waschmaschine zu stopfen, während ich im Wohnzimmer mit einem schweren Schwindelanfall kämpfte. Sie hat ihn schon immer mehr gemocht als mich.

Mein Tag-Nacht-Rhythmus ist damals spektakulär außer Kontrolle geraten. Kennt ihr das, wenn man so unendlich über-

müdet ist, dass man erst recht nicht einschlafen kann? Bei mir Dauerzustand. Oft hatte ich die Befürchtung, eines Tages womöglich ganz die Fähigkeit zum Einschlafen zu verlieren und daran zu sterben. Wenn ich in den Spiegel sah, starrte da ein Mix aus Moorleiche und Zombie zurück. Einschlafen ist mit Surfen vergleichbar – Müdigkeit kommt und geht in Wellen. Für Surfer wie mich hält das Neuronenmeer in der Regel nur eine einzige Welle bereit. Und wenn ich es nicht schaffe, diese eine zu erwischen, kommt lange Zeit erst mal keine mehr. Sehr lange.

Und nach jeder durchwachten Nacht war es mein Los, Stunden über Stunden total verlangsamt und hirntot durch die Wohnung meiner Mutter zu geistern, mit einem dumpfen Dröhnen tief in den Schädelknochen. An jegliche geistige Aktivität ist in diesem Zustand nicht zu denken, und man kann den ganzen Tag nichts anderes tun, als den nächsten Schwindelanfall abzuwarten und dabei wie blöde aus dem Fenster zu starren, nach unten, wo die Menschen gleich Aufziehfiguren in einem mit doppelter Geschwindigkeit abgespulten Film ungelent durch das Bild eilen, und man sehnt sich nach dem Ende, irgendeinem, egal welcher Art. Bis heute zeigt nichts mein Versagen so sehr an, wie wenn ich hellwach im Bett liege und unter dem Vorhang schon graues Tageslicht hervortritt. Oder wenn ich abends aufwache, und es ist bereits dunkel. Wieder auf der falschen Seite des Paradieses gelandet, wieder einen Lebenstag vergeudet.

In klaren Frühlingsnächten kann man schon ab vier Uhr sehen, wie der Himmel sich vom Horizont abhebt und die Herbststernbilder zaghaft emporsteigen. Eines Nachts stieg, so gar nicht zaghaft, von jetzt auf gleich mein Puls. Einfach so. Der Rettungsdienst kam, konnte nichts feststellen, ging wieder. Gesunken ist der Puls bis heute nicht; mein Motor fährt weiterhin mit hundertzwanzig Sachen in der Weltgeschichte herum, volle Leistung auf Leerlauf.

Und dann waren da natürlich noch die Ärzte. MRTs, Bluttests, neurologische Untersuchungen – been there, done that. Im MRT habe ich geschrien, bei den Blutentnahmen auch. Die Angst war und ist die einzige Konstante in meinem Leben. Und sie ist nicht spurlos an mir vorbeigegangen; sie hat etwas mit mir gemacht, was ich bis heute nicht ganz verstehe.

Irgendwann ging es nicht mehr weiter; ich hatte Angst vor allem, selbst davor, eine Beruhigungstablette zu schlucken. Ich nahm die Tabletten beim Hausarzt dankbar entgegen und weigerte mich zu Hause, sie zu nehmen. Meine Eltern brachten mich zurück zum Hausarzt, dazu setzten sie sich sogar beide ins selbe Auto. Der sah mich nur schweigend an und griff zum Hörer.

Ein Anruf, und schon hatte ich hier einen Platz. *In ein paar Wochen*, hieß es damals, und schon das wäre eine krass geringe Wartezeit gewesen. Dass ich bereits jetzt hier bin, liegt daran, dass jemand abgesprungen ist. Insofern hatte ich verdammtes Glück. Oder auch Pech, wenn man bedenkt, was ich dadurch verpasse. Aber ich glaube, eher Glück. Ich mach mir da keine Illusionen.

Dass ich auf der Schizostation gelandet bin, habe ich einem ganz anderen Anruf zu verdanken. Und vor allem der Tatsache, dass ich so blöd war, ihn zu erwähnen, als ich gefragt wurde, ob ich jemals ungewöhnliche Dinge wahrgenommen hätte. Dass es den Anruf tatsächlich gab, hat mir natürlich niemand abgenommen. Die dachten gleich, ich hätte einen an der Waffel. Psychotische Symptomatik heißt das in der Fachsprache. Und wenn so ein Label einmal in den Arztakten steht, bleibt es an einem haften wie diese bescheuerten Barcode-Aufkleber an der Unterseite von Porzellantassen, deren pappige Spuren man auch nach hundert Jahren Spülmaschine nicht wegbekommt.

Als ich zurückkomme, ist das Spiel aufgeräumt und Fine verschwunden. Ute, die noch ihren Tee austrinkt, fragt, ob es

mir inzwischen besser geht. Wir kommen erneut ins Gespräch. Ute ist wegen Depressionen hier, und nicht das erste Mal. Zu Hause warten ganze vier Kinder und ein Job in einer Versicherung auf sie. Darum beneide ich sie nicht gerade. Ab der dritten Woche, erzählt sie, darf man an Wochenenden nach Hause, und sie nutze das immer. Darum beneide ich sie dann schon irgendwie, also, dass zu Hause jemand auf sie wartet.

Zu uns gesellt sich nach einer Weile ein sonnenbebrillter, schwächlicher Junge mit kurzen, weiß gefärbten Haaren, der in meinem Alter zu sein scheint. Eine intensive Duftwolke umgibt ihn; er zeigt uns eine Kompresse mit Lavendelöl, die er immer bei sich trage. Von der Pflege, gegen die Unruhe. Er mustert mich für ein paar Sekunden und fragt, ob ich vielleicht Russe sei. Als ich verneine, stellt er sich vor: Mikko, 23, Finne, bis zum Ausbruch seiner Erkrankung Maler. Warum er hier ist, verrät er nicht, und ich frage ihn auch nicht. Er will meinen Namen wissen.

»Ach so«, sagt Mikko. »Shaun wie Shaun das Schaf?«

»Sean wie Sean Lennon«, gebe ich kleinlaut zu Protokoll.

Er runzelt die Stirn. »Hieß der nicht John?«

Ich strecke die Waffen und begeben mich auf den geordneten Rückzug.

Und dann holen einen die Abendstunden doch noch ein, und Mars starrt mich verständnislos an.

Mars steht dieses Jahr in Opposition zur Sonne, und damit meine ich ne echte Opposition, nicht so was wie SPD und CDU. Aber jedes Mal, wenn ich den kleinen Roten Planeten so am Nachthimmel stehen sehe, glüht er. Die personifizierte Nachthitze, rötliches rundes Pixel, das er fürs nackte Menschaugen darstellt, und doch ist das ein Trugschluss. Denn der Mars ist kalt, sehr kalt sogar.

Die erste Übernachtung in einem fremden Bett ist nie ein-

fach, und trotz der Schlaftablette liege ich noch lange wach, mit stockendem Atem und natürlich diesem ätzend pochenden Puls. Es ärgert mich beinahe, dass ausgerechnet die Nacht mich dermaßen traktiert. Als ob ich ihr kein Vertrauter wäre. Ich liege wach und weiß, dass es nicht meine Zeit ist, dass mein Sternbild längst jenseits des Horizontes erstrahlen sollte. Und doch ist es auch meine Zeit. Denn ich gehöre ihr; ich gehöre der Nacht. Hab mich ihr von meinem ersten Atemzug an verschrieben, ihr meine Seele verkauft zu einem inflationären Preis. Ich gehöre dem schwindenden Duft welkender Blumen im Frühling, der glühenden Stille kalter Wüstenlandschaften, dem Miauen streunender Katzen unter fahlen Himmeln, den unentwegt fliehenden Wolken, die uns Sterblichen bisweilen die Sicht auf die funkelnden Könige der Finsternis freigeben. Ich gehöre den langsamen Stunden, die nie verrinnen und gleichsam doch immer zerfließen.

Zu dieser untypischen Zeit zirpt draußen ein Verbündeter von mir, ein einsamer Vogel, Nachteule wie ich. Ich höre ihm gebannt zu. Sekunden vergehen, dann Sekunden und Minuten gleichzeitig.

Und dann kehrt es zurück in mein Leben, unvermittelt und unumkehrbar.

Ich stelle mir immer vor, dass ich von winzigen, unsichtbaren Fäden an die Realität gebunden werde, an das Gute, das Bodenständige. Wie die vielen kleinen Kreaturen in *High Hopes* von Pink Floyd, nur im positiven Sinne. Aber in diesem Moment spielt das alles keine Rolle mehr. Der Vogel verstummt, das Handy leuchtet auf, das Erbe von Generationen zerfließt in einer einzigartigen Kakophonie. All diese Fäden, in Tausenden und Abertausenden imaginären Therapiestunden so kunstvoll verknüpft, reißen. Ein Funken, und der ganze Erdball geht in Flammen auf. Ein einziges Klingeln, und ich bin wieder in Hamburg.